

Die Wirklichkeit ist nicht genug

Am Festival Visions du Réel definierte sich diesmal das Dokumentarfilmschaffen so offen wie nie und sprengte die Grenzen der Wirklichkeit. Den Hauptpreis gewann ein formal radikaler chinesischer Film.

Geri Krebs



Shengze Zhu porträtierte eine Familie chinesischer Wanderarbeiter und gewann mit «Another Year» in Nyon den Hauptpreis. (Bild: PD)

«Gott hat die Welt bereits erschaffen, warum sollten wir sie dann noch einmal machen?» Peter Greenaway, der mit seinen 74 Jahren vor Witz und Energie strotzende grosse britische Regisseur, warf den Satz anlässlich seiner Masterclass am vergangenen Dienstag in den Raum der bis auf den letzten Platz besetzten Salle communale von Nyon. Die gewollte Provokation des diesjährigen Trägers der Auszeichnung

Maître du réel, des Preises für ein Lebenswerk, war ein Plädoyer für mehr Kreativität und passte perfekt als programmatische Feststellung an ein Festival, das vor 47 Jahren als Schaufenster des internationalen Dokumentarfilms begann, 1995 seinen Namen in Visions du Réel änderte – und das dieses Jahr mit einer Reihe von Filmen auftrumpfte, die sich der Einordnung in die Kategorien Dokumentarfilm oder Spielfilm verweigerten. Reenactments, mit gespielten oder direkt dem Internet entnommenen Szenen angereicherte Dokumentationen und spielerisch vom Realen in die Fiktion und wieder zurück wechselnde filmische Recherchen waren heuer in grösserer Zahl zu entdecken als in früheren Jahren.

Geister und Gespenster

Dazu verbreiteten das Festivalplakat sowie der Trailer mit einem Ausschnitt aus «El Salvavidas» der Regisseurin Maite Alberdi aus der Reihe Fokus Chile gleichermassen heitere Ferienstimmung wie Irritation. Denn der Dokumentarfilm über die Arbeit eines jungen Rettungsschwimmers, der an seinem Abschnitt am Pazifikstrand täglich das Dach eines rostigen Wachtürmchens erklimmt, um mit einer Fahne den Zustand des Meeres anzuzeigen, hatte mit der halsbrecherischen Kletteraktion der rotgekleideten Gestalt des Protagonisten vor tiefblauem Himmel auch etwas Geisterhaftes an sich. Und Geister und Gespenster eines grenzenlosen Horrors in einer aus den Fugen geratenen Welt konnte man exemplarisch in mehreren Werken erleben. So etwa in jenem, das den Preis in der Sektion Cinéma Suisse und auch noch eine lobende Erwähnung in der Hauptkategorie, dem internationalen Wettbewerb, erhielt: «Tadmor», eine libanesisch-schweizerisch-französische Koproduktion des Regieduos Monika Borgmann / Lokman

Slim. Die in Beirut zusammen mit ihrem libanesischen Ehemann Lokman Slim lebende Deutsche hatte bereits 2005 bei Visions du Réel mit ihrem letzten Film, «Massaker», schockiert. Waren es dort Täter, libanesische Milizionäre, die ihre Schlächtereien in den Palästinenserlagern Sabra und Chatilah von 1982 schildern, so sind es in ihrem neuen Film Opfer, die erneut Greuel aus der Zeit des Bürgerkriegs in Libanon (1975–1990) aufleben lassen.

Im Zentrum stehen acht Libanesen, die im Bürgerkrieg von den syrischen Besatzern ins Gefängnis Tadmor in der Stadt Palmyra verschleppt und dort jahrelang entsetzlichsten Haftbedingungen und allen nur erdenklichen Formen von Folter und Misshandlung ausgesetzt wurden. Zu Beginn des Films richten die Männer in der Ruine einer ehemaligen Schule bei Beirut behelfsmässig das Gefängnis Tadmor her und spielen dann zusammen mit einer grösseren Anzahl von Statisten Szenen aus dem Alltag in dieser Hölle nach. Unterbrochen werden diese Reenactment-Sequenzen von Schilderungen der einzelnen Männer, die, auf einem Stuhl in einem leeren Raum sitzend, ihre Qualen rekapitulieren. Vermitteln schon die gespielten Szenen kaum erträgliches Grauen, so ist demgegenüber das Erzählte so entsetzlich, dass es jede menschliche Vorstellungskraft übersteigt. Einer der Männer war an der Premiere in Nyon anwesend und berichtete, dass der Film unter psychologischer Assistenz entstanden und dass für ihn und seine Mitgefangenen die Arbeit im Film auch Teil eines therapeutischen Prozesses gewesen sei.

Konnte man bei diesem Film als Zuschauer gegenüber dem Grauen noch eine gewisse Distanz aufbauen, so war das in einem anderen Film des Wettbewerbs kaum möglich. Der seit

vierzig Jahren bei Nyon lebende Amerikaner Peter Entell reist in seinem neuen Film «Like Dew in the Sun» in die Ukraine und begibt sich unter dem Vorwand einer TV-Recherche über seine ukrainischen Vorfahren ins Kriegsgebiet. Dabei schafft er es sowohl auf ukrainischer Seite als auch auf jener der Separatisten bis an die Front. Um noch tiefer in dieses Inferno vorzudringen, montiert Peter Entell zwischen seine eigenen Bilder des Krieges immer wieder auch solche, die er in jahrelanger Recherche im Netz vorgefunden hat.

Und hier bieten sich Horrorszenarien, wie man sie so kaum jemals auf der Leinwand eines Dokumentarfilmfestivals gesehen hat. Etwa dort, wo prorussische Separatisten in Slowjansk vor laufender Kamera, umringt von begeistert mit dem Smartphone filmenden Männern, gefangene Soldaten der ukrainischen Armee misshandeln und einer dann das Treiben mit den Worten beendet: «Genug jetzt, wir fahren sie nun zur Exekution.» Das Erschreckendste daran aber ist, dass das auf Youtube zu findende Video im russischen Staatsfernsehen in einer Nachrichtensendung ausgestrahlt worden ist.

Spielerisch Grenzen sprengen

Aber nicht nur in Filmen über Krieg und Gefängnishorror, sondern auch in ganz persönlichen, intimen Dokumentationen haben in diesem Jahr in Nyon Filmschaffende die Grenzen des Dokumentarischen weit gesteckt. So etwa die Zürcher Regisseurin Dominique Margot in «Looking Like My Mother», in dem sie sich auf die Spuren ihrer verstorbenen Mutter begibt, die seit den Kindertagen der Filmemacherin an Depressionen litt. Kühn verwebt Dominique Margot Ausschnitte aus Homevideos mit Szenen,

in denen ihre Mutter von einer Schauspielerin verkörpert wird, lässt Fantasy-Elemente ins Geschehen einfließen und jagt einmal auch die ganze Welt ihrer Jugend in die Luft; dazwischen schneidet sie immer wieder historische Dokumente.

Geduldiges Beobachten

In seiner ausufernden Verspieltheit ist Margots Film das extreme Gegenteil dessen, was schliesslich jenen Film auszeichnete, der sich am Ende als Gewinner des Hauptpreises Sesterce d'or durchsetzte: «Another Year», das Porträt einer Familie chinesischer Wanderarbeiter, besteht aus genau dreizehn jeweils etwa gleich langen, starren Einstellungen. Die junge chinesische Regisseurin Shengze Zhu vermittelt in ihrer sich über ein Jahr erstreckenden Beobachtung, bei der sich das meiste im Off abspielt, ein erhellendes Panorama des Lebens einfacher Leute im heutigen China, verlangt dabei aber dem Publikum einiges an Geduld ab. Drei Filmstunden dauert dieses familiäre Geschehen; es war der längste Film des Festivals. Aber immerhin: Letztes Jahr hat der Siegerfilm «Homeland (Iraq Year Zero)» des in Paris lebenden Irakers Abbas Fahdel, der heuer in der Jury sass, genau doppelt so lange gedauert.